

# PLACEBOOK

## Beobachtungen zu Architektur und Stadt im urbanen Millennium

Nikolaus Knebel

### Los Angeles, USA

Auf Reisen buche ich immer das günstigste Hotel – aus Prinzip, auch wenn das manchmal keine gute Idee ist. Meine Unterkunft in Los Angeles liegt in Downtown gleich neben dem Biltmore Hotel. Hier wurden früher, als Ronald Reagan noch Filmstar war, die Oscars verliehen. Ein paar Straßenblöcke weiter steht die Walt Disney Opera, ein wildes Stück zeitgenössischer Architektur. Am Abend nach der Konferenz, für die ich nach Los Angeles gekommen bin, will ich noch rübergehen und mir Frank Gehrys Meisterwerk ansehen. Schon nach ein paar Schritten wird es ungemütlich. Junkies mit gezückter Nadel, Anzugträger mit deutlich sichtbaren Pistolenhalftern. Gebrüll, Gerangel, Gefahr. Ich suche Schutz in meinem Hotel, denn nach Einbruch der Dunkelheit kann man hier anscheinend nicht mehr auf die Straße treten. Nachts höre ich Sirenen und Schüsse. Erst zum Sonnenaufgang kann ich wieder rausgehen und mir endlich das Opernhaus ansehen. Die gewölbte Riesenskulptur aus Titanzink glänzt im frühen Licht, und ihre Ansicht verändert sich bei jedem Schritt um sie herum. Ein Traum von Raumkunst in einem Albtraum von Stadt. Selten habe ich Architektur und Stadt, die beides Seiten einer und derselben Münze sind, in einem so krassen Gegensatz gesehen.

Wieder zu Hause suche ich Literatur über das Opernhaus von Frank Gehry und die Stadt Los Angeles. Unsere Universitätsbibliothek ist nach dem amerikanischen System der Library of Congress sortiert. Architekturbücher stehen dort unter der Kategorie N: Visual Arts, bei Unterkategorie NA 1-9428 kommen dann die Architekturmonografien, dahinter reihen sich noch andere Kunstformen wie beispielsweise Kupferstich, Stickereien, sogar Kartoffeldruck. Bücher zur Stadt stehen ganz woanders, weit weg von der Architektur: unter Kategorie H: Social Sciences, Unterkategorie HT HT51-1595 Communities. Classes. Races; und dann weiter unter HT101-395 Urban Groups. The City. Urban Sociology. Dahinter kommt noch HT201-221 City Population Including Children in Cities, Immigration, HT231 Effect of City Life, HT251-265 Mental and Moral Life.

Schon klar, dass man bei dieser Kategorisierung Architektur und Stadt gar nicht zusammen denken kann. Und kein Wunder, dass man in Los Angeles nicht zu Fuß zur Oper gehen kann.

\*\*\*

## Hatsudai, Japan

In Japan sind alle Dimensionen extrem: Groß ist riesig, klein ist winzig. Bis auf die Gegenden um die Bahnhöfe, um die die hohen Wolkenkratzer gruppiert sind, bestehen die Städte aus Millionen von niedrigen Häuschen. Kleine Hütten, nicht größer als eine Garage, die auf einen halben Meter Abstand zueinander gestellt sind, dazwischen schmale Gassen, Fahrräder, Fußgänger, Blumentöpfe. Überraschenderweise fühlt man sich in der Megacity Tokio wie in einem kleinen Dorf.

In meinem Viertel, in Hatsudai, ist diese dörfliche Urbanität greifbar. Hier wohnt man außer Haus. Das heißt, dass viele Tätigkeiten, für die sonst ein Raum im Haus eingeplant würde, in die Stadt verlagert sind, weil die kleinen Häuschen dafür gar keinen Platz bieten. Der Eckladen, der „konbini“ („convenience store“), ist überall zu finden und ersetzt die Speisekammer; die vielen Garküchen machen die Küche und das Esszimmer überflüssig; das öffentliche Badehaus, das „sento“, reicht als Badezimmer vollkommen aus; in der „karaoke“-Bar kann man Freunde bewirten, anstatt sie nach Hause ins Wohnzimmer einzuladen; und das „love hotel“ bietet das seine.

In dieser Art Stadt ist das Haus aller spezifischer Funktionen entleert. Es dient nur noch als Rückzugsort, als Schutzraum. Mein Haus ist wie ein archaisches Zelt, das in einer hypermodernen Stadtlandschaft aufgespannt wird, weil die ganze Stadt mein Haus ist.

\*\*\*

## Addis Abeba, Äthiopien

„Mixity“, sagen die äthiopischen Kollegen, wenn wir über die Qualitäten ihrer Stadt reden, die die meisten Experten wohl als einen einzigen riesigen, heruntergekommenen Slum beschreiben würden. Ich verstehe, was sie meinen, auch wenn es das Wort eigentlich gar nicht gibt. „Mixity“ ist der Grund dafür, dass ich von unserem Haus, einer großen Villa, auch nachts noch zu einem kleinen, in einer rostigen Blechhütte untergebrachten Lädchen gehen kann, um wegen des erneuten Stromausfalls Kerzen zu kaufen, und dabei auch unversehrt wieder zurückkomme. „Mixity“ macht, dass ich nachts das Brummen der Dieselgeneratoren von den benachbarten Botschaftsgeländen höre und gleichzeitig das Krähen der Hähne und das Muhen der Kühe von gegenüber. Unsere Hausangestellten, die gleich um die Ecke wohnen, kaufen dort frisches Fleisch und Milch. Wegen der „Mixity“ plärren mir der Muezzin und der orthodoxe Priester gleichzeitig ihre Botschaften über große Lautsprecheranlagen ins Ohr. „Mixity“ könnte man einfach mit „Mischung“ übersetzen, aber es ist mehr als das. Es ist ein in der alten äthiopischen Gesellschaft angelegtes Prinzip von sozialer und räumlicher Mischung, bei der Oben und Unten eng miteinander verbunden sind.

Vielleicht übersetzt man es besser mit „Überlagerung“, „Vielfalt“, „Verantwortung“, „Nähe“, „Nachbarschaft“, „Miteinander“. „Mixity“ ist zwar archaisch, aber stabil.

Da Äthiopien nie eine Kolonie war, wurde die Hauptstadt, Addis Abeba, auch nicht segregiert, sondern entwickelte sich in ihrer traditionellen, räumlich und sozial gemischten Anlage weiter. Eine Stadt ohne urbane Häuser, fast nur aus rostigen Blechhütten bestehend, und dazwischen immer wieder ein paar Villen. Alles dicht gedrängt. Andere afrikanische Hauptstädte hingegen sind das Produkt kolonial verfügter räumlicher Trennung von Weiß und Schwarz, von Oben und Unten. Eine explosive Entmischung, die bis heute nachwirkt. Anders als in Addis kann man dort auch nicht einfach auf die Straße gehen – und schon gar nicht nachts.

Zehn Jahre nach meinem ersten längeren Aufenthalt bin ich wieder zu Besuch. Addis ist jetzt anders. Schon an der ersten roten Ampel versucht jemand, die Heckklappe meines Wagens aufzubrechen. Die Stadt ist im Umbruch. Die Gesellschaft auch. Wohin?

Nach dem Willen der Regierung – und ihrer chinesischen Einflüsterer – soll Addis jetzt eine „world class city“ werden. „Beautification“ ist angesagt. Archaisches Stadtleben stört dabei. Die Blechhütten und ihre Bewohner müssen neuen, großen Wohnanlagen weichen. Wer sich bisher noch in der Stadt durchschlagen konnte, wird jetzt an den Stadtrand verbannt, ohne Gelegenheiten zum wirtschaftlichen Überleben. Durchmischung war einmal. Vielleicht beschreibt man „Mixity“ am besten als das Gegenteil von „Beauty“.

\*\*\*

## Maskat, Oman

Im Sultanat Oman bekommt jeder volljährige Bürger und auch jede Bürgerin ein Baugrundstück von 600 Quadratmetern; als bedingungsloses Grundeinkommen sozusagen. Das Land wird durch eine Lotterie verteilt, sodass Segregation vermieden wird. Doch diese einmalige Art des Städtebaus als Sozialpolitik führt zu einer urbanen Struktur, die so ausgedünnt ist, dass man die Städte Omans schon fast als ländliche Streusiedlung klassifizieren muss. Die Häuser, auch dort, wo wir wohnen, sind so weit auseinander und die Straßen so breit, dass man fußläufig fast gar nichts erreichen kann, selbst wenn das meist sehr heiße Klima das einmal zulässt.

Weil alles nur mit dem Auto erreichbar ist, sind die Tankstellen die eigentlichen Stadtplätze geworden. Um die Zapfsäulen herum gruppieren sich deshalb die Cafés und Apotheken, die Banken und Fleischereien, die Postämter und Schneidereien, die Moscheen und Modeläden, und sogar Kindergärten sind zwischen den Reifenläden, Werkstätten und Autowaschstraßen zu finden. Extreme Entmischung und Vermischung städtischer Funktionen bedingen sich gegenseitig. Nachbarschaft entsteht dann nur noch beim Volltanken.

## Shivajinagar, Indien

Alle Jahre wieder wird in Architektenkreisen ein neues „Haus der Zukunft“ gepriesen. Meist geht es um technische Neuerungen oder neue soziale Beziehungen, die das alt-hergebrachte Haus verändern. Doch das Echo dieser Entwürfe verhallt meist schon bald wieder, und es erreicht leider nie die Orte, an denen Wohnen wirklich kritisch ist: die vielen Slums, die das städtische Leben im urbanen Millennium dominieren.

Für Millionen oder sogar Milliarden von Menschen, die in den immer schneller wachsenden Metropolen unter einfachsten Lebensbedingungen auf eine bessere Zukunft hoffen, gibt es einen Haustypus, der viele Probleme auf einmal lösen könnte. Wenn der Bau von Wohnungen nicht, wie so oft, von Slumlords oder Stadtbeamten, von Ideologen oder Intriganten vermässelt wird, wenn Menschen mit prekärem Einkommen einfach das bauen dürften, was ihnen am nächsten liegt, dann entsteht, ganz gleich in welcher Kultur, in welchem Klima und in welcher Stadt es auch sein mag, fast immer ein „shophouse“.

Zum Beispiel in Shivajinagar, einem „zopadpatti“, einem Slum, der mitten in einer indischen Großstadt liegt. Vor einer Generation war das hier der Stadtrand, jetzt ist es fast im Zentrum – so schnell wächst diese Stadt. Aber die Verhältnisse, unter denen dieses Viertel ein Teil der Stadt sein darf, sind immer noch nicht geklärt. Jederzeit drohen Abriss und Umsiedlung. Doch seit jeher meistern die Menschen hier ihren Alltag, unter sehr einfachen Bedingungen, irgendwie so. Sie warten nicht ab, sie bauen auf.

Ich gehe gerne in dieses kleine Stadtviertel. Nicht aus Slum-Romantik oder Voyeurismus, sondern aus Bewunderung für die urbanen Qualitäten, die hier geschaffen wurden; und zwar nicht durch Planung, sondern durch „common sense“. Biegt man von der großen, von Autos, Motorrädern, Bussen und Lastwagen verstopften Hauptstraße in eine der kleinen Gassen ab, die ins Viertel führen, so fühlt man sich sofort aufgehoben. Keine Autos mehr, nur noch ein paar Mopeds, ansonsten Handkarren, Fahrräder, Fußgänger, Kinder. Die Gassen sind etwas schmaler, als die angrenzenden Häuser hoch sind. Meist sind es zwei Geschosse, selten drei. Schmale Straßenfronten und tiefe Grundstücke. Gute Proportionen. Im Erdgeschoss fast immer ein Laden oder eine Werkstatt und ab und zu ein Teehaus, für deren Aktivitäten der Straßenraum einfach hinzugenommen wird. Der Zugang zum Obergeschoss führt meist direkt von der Straße aus über eine Leiter, manchmal auch eine Treppe, in den Wohnbereich. Fassaden spielen keine Rolle. Architektur ist hier reine Funktion, und in Shivajinagar funktioniert sie hervorragend. Man vergisst, wie die Häuser aussehen, aber die räumliche und soziale Balance dieses Stadtviertels vergisst man nicht. In Shivajinagar wird klar, was mit dem Motto „Housing is not a noun. Housing is a verb“ gemeint ist. Der Bautypus, den man sich merken muss, ist das „shophouse“. Er entsteht rund um den Globus und durch die Baugeschichte hindurch, überall dort, wo Menschen in Städten unter einfachen Bedingungen das bauen können, was für sie gut ist.

Man wünscht sich, dass die „shophouses“ die „Häuser der Zukunft“ sein könnten, wenn man bedenkt, dass das Stadtwachstum im urbanen Jahrtausend vor allem das Wachstum von Slums ist.

\*\*\*

## Casablanca, Marokko

Sozialer Wohnungsbau geht fast immer daneben. Aber irgendwie renkt es sich dann auch wieder ein, wenn nicht der Architekt das letzte Wort hat, sondern die Bewohner, die weiterbauen, wenn die Bauarbeiter weg sind und das Gebäude dann den eigentlichen Bedürfnissen angepasst werden kann. Wenn es gut läuft, erkennt man den sozialen Wohnungsbau nach einigen Jahrzehnten nicht mehr wieder.

So wie in Casablanca, wo heute einige Wohngebäude, die schon kurz nach ihrer Entstehung in der Nachkriegszeit zu Ikonen der modernen Architektur geworden sind, bis zur Unkenntlichkeit verändert wurden. Sucht man diese berühmten Gebäude vor Ort mit den in großen Publikationen veröffentlichten Bildern im Kopf, dann geht man leicht daran vorbei. Erst die Gruppe von Architekturstudenten vor einem schon ziemlich ramponierten Betonkasten machte mich darauf aufmerksam, dass es sich hier um die gesuchten Bauten handeln muss. In der vormals raumgreifenden Baukulptur sind jetzt alle Zwischenräume durch Umbauten geschlossen, Fenster sind kaum noch vorhanden, alle Balkone verbaut und die Erdgeschossflächen zu Geschäften umgewandelt. Alles nicht mehr so, wie es sein soll, sondern so, wie es sein sollte.

Und die Architekturstudenten? Kommen aus den Niederlanden und sind mit ihrem Professor auf Exkursion. Sie studieren die Adaption modernistischer Wohnbauten durch muslimische Bewohner in Marokko. Das Ziel ihrer Arbeit ist der Umbau der vielen Sozialwohnungen, die in den Niederlanden in der Nachkriegszeit gebaut wurden und jetzt häufig von marokkanischen Immigranten bewohnt werden. Auch dort stoßen wieder zwei Wohnkulturen aufeinander. Einerseits die modernen westlichen Familien der Nachkriegszeit, für deren Bedürfnisse die Grundrisse ursprünglich ausgelegt waren, und andererseits die konservativen muslimischen Familien, die heute die Bewohner dieser Häuser sind und deren Lebensstil in diesen Grundrissen nicht unterzubringen ist. Auch hier stellt sich – nun aber in der Umkehrung – die Frage der Adaption von Wohnstrukturen an die Bedürfnisse der Bewohner. Die Studenten wollen dabei helfen. Denn mangelnder Einfluss auf die eigene räumliche Umgebung führt zu Frustration. Frustration kann zu vermehrter Gewalt führen. Was nicht passt, wird passend gemacht. Entweder das Haus oder die Bewohner.

\*\*\*

## Ang Mo Kio, Singapur

„Branding“ überall. Auch in Architektur und Städtebau. Man findet kaum noch Orte, die von bildgetriebenen Design-Ideen unberührt geblieben sind, Orte, die einfach unbestimmt, offen und neutral sein dürfen. Pragmatische statt thematische Orte eben.

Singapur ist ohne Zweifel die Hauptstadt des Pragmatismus. Es ist der einzige Staat, den ich kenne, der seine Unabhängigkeit in den 1960er-Jahren als Bedrohung empfand, was allerdings angesichts mangelnder Rohstoffvorkommen und eines damals noch sehr niedrigen Bildungsgrads der Bevölkerung auch verständlich war. Doch aus dieser Zwangslage entwickelte die singapurische Gesellschaft eine Haltung des extremen Pragmatismus, der zu unsentimentalen, manchmal fast brutal einfachen Lösungen führte. Zum Beispiel im Wohnungsbau.

Der Massenwohnungsbau in Singapur sieht von fern so aus wie das, was uns europäischen Architekturstudenten als Horrorszenario der Moderne gezeigt wurde. Monotone Hochhausscheiben, gleichförmige Betonfassaden, ellenlange Laubengänge, Standardgrundrisse, eine Lösung für alles. Aus der Nähe betrachtet, wenn man in die Wohnviertel hineingeht, stellt sich ein ganz anderes Bild ein. Alte Leute treffen sich zum Tai Chi, spielen Mah Jong, tragen ihre Singvögel spazieren. Junge Leute bereiten eine Hochzeit vor, Tische werden aufgebaut, Girlanden verteilt, Essen wird gegart. Die Traditionen der südostasiatischen Stadtviertel leben in dieser so vollkommen untraditionellen Umgebung fort.

Der Schlüssel zum Erfolg dieser Transformation ist das sogenannte „void deck“, das Erdgeschoss der Wohnzeilen. Es scheint, als wären den Planern hier die Ideen ausgegangen. Während die Obergeschosse sehr genau konzipiert sind, sehen die Leergeschosse nach gar nichts aus. Endlose Stützenreihen, blanke Betonplatten, mit Nummern gekennzeichnete Treppenaufgänge. Das war's. Die Leergeschosse haben den Charme einer Parkgarage ohne Autos, aber gerade in dieser Nacktheit liegt der Wert. Denn in einer bildbesessenen Designwelt, wo solche Leerräume heute nicht mehr denkbar sind, zeigt sich, wie befreiend die Abwesenheit jeglichen „brandings“ sein kann. Wo nichts ist, kann eben noch alles stattfinden. Und genau das macht diese Architektur so städtisch, so stark.

\*\*\*

## Kopenhagen, Dänemark

Ich kenne viele Architekten, die von sich sagen, dass sie durchs Lego-Spielen zu ihrem späteren Beruf gekommen sind. Das Kombinieren von neutralen, modularen Blöcken zu einem konkreten, funktionsfähigen und ausdrucksstarken Gefüge scheint eine Faszination auszuüben, der man so schnell nicht wieder entkommt. Der Welterfolg

des Spielzeugs aus Dänemark beruht auch darauf, dass es ein Werkzeug für strukturelles Denken ist, bei dem aus endlichen Elementen unendliche Möglichkeiten entstehen können.

Diese Denke spürt man in Østerbro, dem Stadtviertel Kopenhagens, in dem wir für ein paar Tage bei Freunden zu Besuch sind. Ein Stück Stadt, gebaut um die vorherige Jahrhundertwende für die Arbeiter des nahe gelegenen Hafens: ein einfaches Straßenraster, fünfgeschossige Blöcke, breite Gehwege, ganz selten mal ein Plätzchen, immer aber Läden, Büros, Praxen oder soziale Einrichtungen im Erdgeschoß, mehr oder weniger gleich große Hauseinheiten, alle Fassaden aus Backstein, die Fensterformate wie aus einem Katalog. Die baulichen Elemente sind einfach und begrenzt. Visuell beurteilt ist Østerbro eigentlich ziemlich langweilig, und trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, kann es so vital sein. Hier rückt die Architektur in den Hintergrund. Vorne spielt das Stadtleben.

Weiter draußen, in Süd-Kopenhagen, entstehen seit dieser Jahrhundertwende die neuen Wohngebiete der Stadt. Dort gibt es natürlich mehr Grün, weil mehr Grün ja gut sein soll. Und mehr Platz zwischen den Gebäuden, weil mehr Platz ja auch gut sein soll. So kann man um jedes Gebäude herumlaufen, es von allen Seiten betrachten. Die Ansichten, nicht mehr die Grundrisse, sind jetzt wichtig. Dreieckige Balkone! Jedes Haus will anders aussehen, einzigartig. Die meisten Gebäude haben eigene Namen, metaphernreiche Beschreibungen des Gefühls, das sich beim Wohnen dort einstellen soll. Hier wohnt man in gebauten Bildern. Zwischen den Häusern ist aber nichts mehr los, außer parken kann man hier nichts tun. Die Architektur ist in den Vordergrund gerückt, dahinter ist aber leider keine Stadt mehr.

Zum Abschied schenken unsere dänischen Freunde unseren Kindern eine Schachtel Lego, genauer gesagt eine Schachtel Lego Friends. Das ist die neue Spielzeugserie. Lego Friends besteht nicht mehr aus den bekannten modularen Blöcken, sondern aus Sonderbausteinen, die man nur noch auf eine einzige Art zusammensetzen kann, um das eine Bild, das auf der Packung angegeben ist, zu erzeugen. Die Bilder sind Szenen, die zum Beispiel „ein Kakaowagen am Wintersportort“, „die Joghurteisdiel“, „das Cupcake-Café“, „ein Surfladen am Heartlake“ oder „ein Sonnenschein-Katamaran“ heißen. Mir scheint, als verhalte sich das alte Lego zum neuen Lego Friends so wie Østerbro zu Süd-Kopenhagen, wo auch eine vordergründig langweilige Struktur für ein vermeintlich aufregendes Bild aufgegeben wurde. Lego Friends kann man nur einmal spielen, Lego aber unendlich oft. Hoffentlich spielen die Städtebauer weiterhin Lego.

\*\*\*

## Undri Pisoli, Indien

Jedes Jahr, wenn wir von Mumbai nach Poona zu meiner Schwiegermutter fahren, erreichen wir die Stadtgrenze dieser indischen Großstadt ein paar Kilometer früher als zuvor. Die Stadt wächst und wächst. Seit Kurzem sind es aber nicht mehr die vie-

len kleinen Hütten der Armen, die man als Erstes sieht, wenn man die Stadt erreicht, sondern die großen Wohnkomplexe von Indiens neuer Mittelklasse. Diese „gated communities“, in die sich die Gewinner des wirtschaftlichen Aufschwungs des Landes abkapseln, sind kleine Planeten, autarke Systeme mit allem, was man braucht, wenn man sein Leben nur noch unter seinesgleichen verbringen möchte.

Diesmal bin ich eingeladen, an der Gründungsfeier einer neuen Architekturschule teilzunehmen, deren Ziel es ist, eine ganzheitliche Ausbildung über alle Maßstäbe des Bauens, von ganzen Städten bis zu kleinen Häusern, und über alle Themen des Bauens, von der Ökonomie bis zur Ökologie, anzubieten. Sie liegt in Undri Pisoli, am Stadtrand von Poona.

Der Weg dorthin ist beschwerlich. Hier passt eines nicht zum anderen. Erst geht es über ein Stück neue Autobahn, dann über Feldwege, zwischen den neuen Wohnanlagen hindurch, über saftiges Ackerland, vorbei an riesigen Müllhalden, plötzlich taucht ein Autoshowroom auf, die Melonenernte wird gerade eingefahren, Tagelöhner warten an der Straßenecke. Wir fragen nach dem Weg, aber niemand, der hier herumläuft, hat mit diesem Ort etwas gemein. Denn die Stadt, die hier noch keine ist und die, so wie sie angelegt ist, auch keine mehr werden kann, ist in ihre Einzelteile zerlegt, sie ist vollkommen ohne Zusammenhang und macht einen orientierungslos.

In Indien, so sagt man, hätte der Thatcherismus so eingeschlagen wie nirgendwo anders. Die neuen „gated communities“ und ihr kontextloses Umland sind Ausdruck dieser Entwicklung. „There is no such thing as society“, dieser Satz der ehemaligen britischen Premierministerin geistert mir durch den Kopf, während wir immer noch nach dem Weg suchen. Hier, in Undri Pisoli, am Stadtrand von Poona, sieht man, was es bedeutet, wenn aus dieser Idee Wirklichkeit wird. Denn wenn es keine Gesellschaft mehr gibt, dann gibt es auch keine Stadt mehr. Dann bleiben eben nur noch Einzelteile übrig. Hochhäuser am Feldweg. Und eine neue Architekturschule, die noch einmal von vorne anfangen will.

\*\*\*

## **Johanneskirchen, Deutschland**

Das Haus, in dem ich aufgewachsen bin, liegt am Stadtrand, kurz vor dem Ortsschild: „München zu Ende“. Auf der einen Seite des Schildes sind die alten Höfe der Bauern, eine mittelalterliche Kapelle, Einfamilienhäuser, Reihenhäuser, eine S-Bahnstation. Auf der anderen Seite des Schildes liegen weite Felder, umsäumt von Baumreihen und Hecken, ein kleiner Hain ist dort und ein Bahndamm. Dort sind keine Gebäude außer ein paar Scheunen. Der Vorort Johanneskirchen ist eine höchst unspektakuläre Ansammlung mediokrer Gebäude und einer recht langweiligen Landschaft. Was wirklich spektakulär ist, ist die Tatsache, dass die Stadt nach wie vor am Ortsschild aufhört und dass sich das seit über dreißig Jahren nicht verändert hat. Die Grenze steht, auch wenn sich die Genden auf beiden Seiten des Ortsschildes weiterentwickelt haben.



In den vergangenen Jahren wurde auf der Stadtseite so gut wie jedes freie Grundstück überbaut. Oftmals mit öffentlich gefördertem Wohnungsbau. Neue Schulen, neue Geschäfte, neue Büros sind entstanden. Neue Straßen, neue Radwege, neue Tramgleise. Das Suburbane ist urban geworden.

Auf der Landseite sind zwar die Felder noch immer Felder, aber ihre Nutzung ist anders. Als wir Kinder waren, haben wir Milch beim Bauern geholt und Kartoffeln nachgeerntet. Aber über die Jahre haben sich die Subventionen verändert und damit auch das, was angebaut wird. Statt Sonnenblumen werden jetzt Solarpaneele aufgestellt. Und Landwirtschaft betreibt jetzt die grüne Bourgeoisie als Hobby, der der Bauer seine Felder in kleine Parzellen aufgeteilt gewinnbringend verpachtet. Dennoch, immerhin, das Ländliche ist grün geblieben.

Das unscheinbare Straßenschild, das unverändert die Stadtgrenze anzeigt, ist ein Monument einer weisen Stadtplanung Dank derer München es geschafft hat, sein Leitmotiv – „grün, kompakt, urban“ – über Jahrzehnte durchzuhalten. Es zeigt, welche Lebensqualitäten erzeugt werden können, wenn die Grenze zwischen Stadt und Land steht. Welche Stadt kann das schon von sich behaupten?

\*\*\*

### **Nikolaus Knebel**

ist Architekt und Professor an der German University of Technology in Oman, einer Ausgründung der RWTH Aachen. Nach der Schulzeit in Johannesburg und München studierte er Architektur in Berlin, Singapur und Delft und arbeitete in den Büros von Rem Koolhaas in Rotterdam und Toyo Ito in Tokio sowie für die Stiftung Bauhaus Dessau und die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GIZ) in Äthiopien. Seine Arbeiten verbinden Bauen, Lehren und Forschen. Ein erster Teil der Serie „Placebook“ wurde auf dem blog [www.60pages.com](http://www.60pages.com) begonnen und wird hier fortgesetzt.  
E-Mail: [nikolaus.knebel@guttech.edu.om](mailto:nikolaus.knebel@guttech.edu.om)